

Der Lebenslauf in der sozialpädagogischen Forschung

Autor(en): **Micheel, Heinz-Günter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Soziale Arbeit = Revue suisse de travail social**

Band (Jahr): - **(2006)**

Heft 1

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-832522>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Heinz-Günter Micheel

Der Lebenslauf in der sozialpädagogischen Forschung

Der folgende Beitrag wird sich mit dem Lebenslauf in der erziehungswissenschaftlichen und speziell in der sozialpädagogischen Forschung auseinandersetzen. Sozialpädagogische Forschung befasst sich vor allem mit drei Eckpunkten der Strukturmomente organisierter Sozialer Arbeit: Erstens den zuständigen Institutionen, zweitens den in ihnen tätigen Professionellen bzw. beruflichen oder ehrenamtlich Tätigen sowie drittens den Adressaten und Adressatinnen.¹

Das Konzept des Lebenslaufs ist besonders zur empirischen Analyse von Problemsituationen der Adressaten und Adressatinnen im Feld der Sozialen Arbeit als auch der Wirkungen sozialpädagogischer Praxis geeignet. Lebenslauf wird im Folgenden nach Udo Kelle und Susann Kluge² als Oberbegriff für Lebensverlauf und Biographie verstanden. Während mit Lebensverlauf die Abfolge faktischer Lebensereignisse gemeint ist, wird unter Biographie die Interpretation bzw. Rekonstruktion von Lebensgeschichten aus subjektiver Sicht verstanden. Der Lebensverlauf wird typischerweise anhand quantitativer, die Biographie anhand qualitativer Methoden erforscht.³ Im Folgenden wird die These begründet, dass in der erziehungswissenschaftlichen Forschung die quantitative Lebensverlaufsforschung nicht im Rahmen der ihr verfügbaren Möglichkeiten eingesetzt wird und somit gegenüber der qualitativen Biographieforschung ihre substantielle Bedeutung nicht erreicht. Daraus ergibt sich erstens die Frage, ob nicht die Akteursperspektive in den vergangenen Jahren gegenüber der Sozialstruktur einen zu hohen Stellenwert in der sozialpädagogischen Forschung bekommen hat und die Momente der sozialen Strukturiertheit des Lebenslauf vernachlässigt wurde; zweitens stellt sich die Frage nach einer Erklärung für dieses Ungleichgewicht. Die Vermutung ist, dass die beschriebene Schwerpunktsetzung deshalb so drastisch ausfällt, weil das theoretische Konzept der reflexiven Modernisierung in der Erziehungswissenschaft zu dominant ist.

Kontingenz von Lebenslaufstrukturen

In kritischer Absetzung von diesem Konzept wird im Folgenden Lebenslauf dezidiert als die Vergesellschaftung von Individuen verstanden. D. h., es wird der Blick für eine Forschung geschärft, die die individuellen Biographien als überwiegend sozial strukturiert analysiert.

Ziel der sozialwissenschaftlichen Lebenslaufforschung ist es, die soziokulturelle Kontingenz der Strukturen des Lebenslaufs methodologisch nachzuvollziehen. Lebenslaufforschung will «diese Kontingenz von Lebenslaufstrukturen bzw. das diese Strukturen konstituierende biographische Handeln» theoretisch und empirisch erfassen.⁴ Zur Erfassung der Kontingenz von Lebenslaufstrukturen gibt es verschiedene Konzepte und Theorien. Zum einen sind dies Konzepte, die eine historische Kontingenz von Lebenslaufstrukturen formulieren: Das sind Theorien der Segmentierung und der Institutionalisierung des Lebenslaufs: Es handelt sich um theoretische Konzepte «mittlerer Reichweite für zeitlich und räumlich begrenzte» und somit «historisch kontingente empirische Phänomene.»⁵ Zum anderen wird die individuelle Kontingenz der Strukturen im Lebenslauf thematisiert. Hier gehen die meisten Autoren und Autorinnen von einer zunehmenden Auflösung der wohlfahrtsstaatlichen Institutionalisierung und Standardisierung des Lebenslaufs aus. Gemeint sind hier also die unterschiedlichen Varianten der Individualisierungsthese.⁶

Das historische Konzept der Lebenslaufforschung zielt somit auf den Sachverhalt ab, dass individuelle Lebensläufe durch sozialstrukturelle, ungleiche Lebenschancen begrenzt werden; individuelle Kontingenz betont dagegen, dass Lebensläufe vor allem durch flexible und selbstverantwortliche Handlungsoptionen der Individuen geprägt sind. Lebenslaufforschung hat sich nach Kelle und Kluge von Anfang an in zwei voneinander getrennten Methodologien vollzogen:⁷ Zum einen einer quantitativ agierenden Lebensverlaufsforschung⁸ und zum anderen einer qualitativ vorgehenden Biographieforschung.⁹

In der quantitativen Lebensverlaufsforschung werden individuelle Lebensläufe vor allem als eine Abfolge von Ereignissen bzw. Übergänge betrachtet, die den sozialen Status verändern. Präziser ist hier nach Glen H. Elder (1985) der Begriff Übergang, «weil Veränderungen im Lebensverlauf nicht nur als punktförmiger Zustandswechsel sondern prozesshaft erfolgen»¹⁰. Beispiele sind Übergänge von der Schule zur Ausbildung, vom Studium in den Beruf, Übergänge in deviantes und aus deviantem Verhalten, in die und aus der Armut oder auch Übergänge in die und aus der Erziehungshilfe.

Seit Mitte der 80er Jahre rückt das Konzept der Sequenz immer mehr in den Blickpunkt der Lebensverlaufsforschung. Als Sequenz ist «ein Teil eines Lebensverlauf zu verstehen, der mindestens zwei Übergänge im Sinne von Zustandswechsel umfasst»¹¹. Als statistische Verfahren zur Analyse von Lebensverläufen dominieren kausale Ereignisanalysen¹² und zunehmend auch objektbezogene, d. h. insbesondere individuenbezogene Sequenzmusteranalysen¹³.

In der qualitativen Biographieforschung werden individuelle Lebensläufe untersucht, indem man sich um die Rekonstruktion der Lebensgeschichte aus der Sichtweise des Befragten bemüht.¹⁴ Mittels qualitativer Interviews wird «Material über die retrospektive Beurteilung und Einschätzung von Statusübergängen und anderen biographisch relevanten Geschehnissen aus der Sicht» des Befragten gesammelt. «Dieses Material [...] (soll) genutzt werden, um in Erfahrung zu bringen, von welchen Gründen Befragte zu bestimmten Entscheidungen veranlasst wurden.»¹⁵

Die quantitative Lebensverlaufsforschung und die qualitative Biographieforschung sind jeweils eng verknüpft mit bestimmten Theorien und Konzepten der Lebenslaufforschung. Quantitative Lebenslaufforscher präferieren eindeutig die Ansätze zur historischen Kontingenz von Lebensläufen, qualitative Lebenslaufforscher gehen von der individuellen Kontingenz von Lebensläufen aus. Quantitative Lebensverlaufsforschung ist bisher praktisch ein ausschließlich soziologisches Forschungsfeld. Anders dagegen sieht es mit der qualitativen Biographieforschung aus. Während sie in der Soziologie gegenüber der quantitativen Lebensverlaufsforschung eine deutlich nachrangige, wenn auch nicht ganz unbedeutende Rolle einnimmt, hat sie in der Erziehungswissenschaft eine herausragende Bedeutung. In der sozialpädagogischen Forschung muss sie als eine der dominierenden Forschungsstrategien angesehen werden.

Biographieforschung als genuin sozialpädagogische Forschung?

Folgt man Heinz-Herrmann Krüger¹⁶, so liegt die Ursache für die zunehmende Bedeutung von Biographieforschung in der Erziehungswissenschaft und Sozialpädagogik in einem Prozess eines weit reichenden Individualisierungsschubs der modernen Gesellschaft. Mit der Etablierung der Individualisierungsthese als ein für die Erziehungswissenschaften insgesamt – vorsichtig formuliert – bestimmendes Leitkonzept und für die Sozialpädagogik – eindeutig formuliert – als das bestimmende Leitkonzept zur Analyse und zur Erklärung sozialer Probleme und Entwicklungsprozesse hat sich die Biographieforschung in kaum zwei Jahrzehnten von quasi null

hin zu einem – quantitativ gesehen – Spitzenplatz unter den Forschungsstrategien in der erziehungswissenschaftlichen Forschung hochgearbeitet. Eine zusätzliche Ursache für eine starke Orientierung der Sozialpädagogik an qualitativen Forschungsmethoden und dabei insbesondere an der Biographieforschung wird, so Gisela Jakob, in der «Affinität zwischen einer rekonstruktiv-interpretativ angelegten Forschung und der Strukturlogik sozialpädagogischen Handelns»¹⁷ gesehen. Mit dem Verweis auf die – um es mal prägnant zu fassen – Dualität von Biographieforschung und Biographiearbeit sieht Jakob insbesondere die Biographieforschung als eine genuin sozialpädagogische Forschungsmethode an. Auch Andreas Hanses sieht die Biographieforschung als Kernkategorie sozialpädagogischer Forschung an.¹⁸

Lüders und Rauschenbach¹⁹ haben diesem Ansatz zu Recht widersprochen. Sie haben sich damit auch gegen Mollenhauer²⁰ gewandt, der meinte, dass es so was wie eine spezifische sozialpädagogische Forschungsmethodologie geben müsste. Lüders und Rauschenbach betonen zurecht, dass «entscheidend für die Frage, welche Methode, welche Methodologie und welches Design eingesetzt wird, nicht die disziplinäre Zugehörigkeit ist, sondern allein die Fragestellungen in der Forschung selbst sowie die Frage, welche Daten für die Beantwortung dieser Fragestellungen notwendig bzw. zugänglich sind.»²¹ Es hat sich aber eine starke Übergewichtung von qualitativer Forschung und hierbei insbesondere Biographieforschung etabliert.

Verhältnis von quantitativer und qualitativer Sozialforschung

Vertreter qualitativer Sozialforschung mystifizieren sehr oft die eigenen Methoden, im Gegensatz dazu werden quantitative Forschungsmethoden in Bezug auf ihre Erkenntnismöglichkeiten abgewertet. Autorinnen und Autoren wie Barbara Friebertshäuser und Annedore Prengel, Ewald Terhart und Karl-Heinz Reuband betonen dabei²², dass der Gegensatz von quantitativen und qualitativen Methoden nicht mehr besteht. Dies ist schon empirisch nicht richtig. In den gängigen – quantitativ-orientierten – Methodenlehrbüchern in der Psychologie und Soziologie haben sich die kritischen Positionen gegenüber der qualitativen Sozialforschung bis heute nicht gewandelt.²³ Hanses²⁴ plädiert dafür, den Methodenstreit zwischen qualitativer und quantitativer Verfahren aus der Soziologie nicht in die sozialpädagogische Forschung zu importieren, betont mit Bezug auf Rauschenbach und Lüders²⁵, dass beide Methodenstränge wichtig sind, reduziert dann aber die Notwendigkeit quantitativer Studien für die Soziale Arbeit

auf sozialpolitische Positionierungen. In der erziehungswissenschaftlichen qualitativen Sozialforschung besteht öfters der permanente Zwang, sich bei der Beschreibung der eigenen Methode von der quantitativen Methode positiv abzugrenzen, wobei man in der Regel zur Beschreibung der quantitativen Forschungsmethoden mit einem halben Satz bis maximal zwei Sätze auskommt. Das Resultat sind dann nicht zu vermeidende erhebliche Verkürzungen. Jakob²⁶ beispielsweise reduziert so die quantitative Sozialforschung in einem halben Satz auf die Ermittlung von Häufigkeitsverteilungen. Überwiegend wird die quantitative Sozialforschung als ein streng theorie- und hypothesenprüfendes Vorgehen beschrieben, «bei dem die Kategorien vorab gebildet werden und anhand von empirischen Daten getestet werden».²⁷ Hier wird ganz offensichtlich die gesamte quantitative empirische Sozialforschung mit psychologischen Testverfahren gleichgesetzt. So kann dann auch Hans Oswald²⁸ formulieren, dass die deduktiv-quantitative Sozialforschung im Gegensatz zur induktiven qualitativen Sozialforschung selten neue Theorien entdeckt. Zusammenfassend hört sich das dann so an, als ob die quantitative Sozialforschung eng und begrenzt ist, während die qualitative Sozialforschung offen und innovativ ist.

Die quantitative Datenanalyse ist aber kein so rigider und systematischer Prozess, wie es so manches (leider auch «quantitatives») Methodenlehrbuch vermuten lässt und qualitative Sozialforscher es sehr oft sehen. Sehr oft ist sie ein komplexes und iteratives, sehr selten ein systematisches und nur an Hypothesen orientiertes Vorgehen, wie es qualitative Sozialforscher immer wieder betonen. In der Regel herrscht ein intensiver Methodenmix vor, in dem unterschiedliche statistische Verfahren zum Einsatz kommen. Dabei werden explorative und kausalanalytische Methoden miteinander verknüpft. Letztendlich ist es vor allem auch ein explorativer und eben nicht nur an zuvor gefassten Hypothesen orientierter Ablauf.²⁹

Ebenso wenig wie die quantitative Sozialforschung selten eine nur eng theorie- und hypothesenüberprüfende Vorgehensweise ist, ist die qualitative Sozialforschung immer ein theorieoffenes und nicht an Hypothesen orientiertes Vorgehen, wie es qualitative Sozialforscher gerne mit der Beschreibung ihrer Methode darstellen. Auch qualitative Sozialforscher sind sehr häufig auf bestimmte Theoriemodelle fixiert und lassen sich zumindest von hypothesenähnlichen Annahmen leiten.

Ein in den Erziehungswissenschaften sehr verbreiteter Mythos ist, dass «quantitativ-empirische und qualitativ-empirische Methoden nicht im Verhältnis der Konkurrenz» stünden, wie Terhart ausführt, «son-

dern in der Ergänzung und Kooperation zueinander»³⁰, und entscheidend für die Wahl einer Methode die Forschungsfrage bzw. der Forschungsgegenstand ist.

Ein nüchterne Beobachtung der erziehungswissenschaftlichen und anderer sozialwissenschaftlicher Forschungsfelder zeigt, dass dies reine Theorie ist und mit der Realität nichts zu tun hat. Man kann sich keine Fragestellung z. B. in der Sozialpädagogik vorstellen, an die sich nicht sowohl quantitativ als auch qualitativ Forschende herantrauen würden. Womit Forschende bestimmte Probleme bearbeiten, ist fast ausschließlich von der Präferenz für eine bestimmte Methode abhängig. Dies begründet sich auch durch die theoretische Ausrichtung. Außerdem gibt es nur sehr wenige Forschende, die sowohl über ausreichende quantitative als auch qualitative Methodenkenntnisse verfügen. Dies heißt nun nicht, dass ich den Standpunkt vertrete, dass jede Forschungsfrage mit jeder Methode untersucht werden kann. Das ist sehr oft eben nicht der Fall. Jede Forschungsmethode hat ihre jeweiligen Stärken und Schwächen. Aber oft ist vor allem eine mögliche sinnvolle Verbindung unterschiedlicher Methoden der bessere Weg.³¹ Im Folgenden werde ich für die Methoden der Lebensverlaufsforschung die Anwendungsmöglichkeiten und ihre Vorzüge aber auch Nachteile aufzeigen.

Methoden der Lebensverlaufsforschung

In der Lebensverlaufsforschung werden in der Regel Lebensverläufe über einen längeren Zeitraum hinweg analysiert. Für diese Analysen werden Längsschnittdaten von Individuen erhoben, somit kann man Entwicklungen über die Zeit abbilden. Die hierfür benötigten Daten werden retrospektiv und insbesondere anhand von Panelbefragungen erhoben. Den Hauptstrang zur quantitativen Analyse von Lebensverlaufdaten stellt die Ereignisanalyse da. Ereignisanalyse ist ein Sammelbegriff für verschiedene Verfahren, mit denen Übergänge zwischen verschiedenen Zuständen modelliert werden können, und die dabei der Dynamik von Lebensverläufen explizit Rechnung tragen. Ereignisanalysen sind Verfahren, die sich auf Variablen und Hypothesen beziehen. Dabei müssen Kausalitätsannahmen klar definiert werden und zu operationalisieren sein. Ereignisanalysen sind nach Wingens elaborierte statistische Verfahren für die multivariate Analyse der Zeitabhängigkeit sozialer Prozesse. Die Grenzen dieses Ansatzes liegen in der methodenimmanenten Fokussierung auf singuläre Übergänge, also der Zerlegung von Verläufen in einzelne Ereignisse.³²

Der amerikanische Soziologe Andrew Abbott (1995) hat als alternative quantitative Methode zur Analyse von Lebensverlaufsdaten die explorative Sequenzmusteranalyse eingeführt. Bei der Sequenzmusteranalyse geht es «um die Entdeckung von Mustern und Strukturen, weniger um deren hypothesengestützte Überprüfung, auch wenn erklärende Variablen in die Analyse eingeführt werden können».³³ Die Sequenzmusteranalyse stützt sich nicht auf Variablen, sondern nach Abbott explizit auf Geschichte. Diese setzt sich «aus Ereignissen und Prozessen zusammen, die zum einen in zeitlicher Reihenfolge auftreten und zum anderen immer mit Kontexten in Verbindung stehen [...] Es werden also die Lebensverläufe als die Lebensgeschichte konkreter Individuen in ihrer Einbindung in makrosoziale Strukturen gesehen».³⁴

Als Methode zur Sequenzmusteranalyse führte Abbott die in der Molekular-Biologie zur Untersuchung von DNA-Sequenzen schon länger angewandte «Optimal-Matching-Technik» ein. Bei der «Optimal-Matching-Technik» wird mit mathematischen Operationen ein Algorithmus als Maß für die Distanz ermittelt. Die ermittelten Distanzen drücken die Nähe bzw. Unterschiedlichkeit zwischen zwei Verläufen aus, je größer die Distanz ist, desto unterschiedlicher sind die Verläufe, je kleiner die Distanz, desto ähnlicher sind sie. Diese Distanzen werden dann durch explorative Clusteranalysen zu Gruppen mit je gleichen Mustern zusammengeführt. Mit der «Optimal-Matching-Methode» steht somit ein Instrument zur Verfügung, mit dessen Hilfe auch unabhängig von theoretischen Vorannahmen über Ereignisfolgen Verläufe analysiert werden können. «Allerdings können auch hierbei dann Erklärungslücken auftreten, wenn erklärende Variablen fehlen, empirisch gehaltvolle theoretische Vorannahmen über Wirkungen von Ereignissen nicht formuliert werden können oder die ermittelte Phasenstruktur der Lebensverläufe selber keine Hinweise zu ihrer Interpretation liefert. Die Schließung dieser Lücken kann nur durch die Verwendung anderer, ebenfalls entdeckender Methoden ermöglicht werden. Dabei bieten sich [...] (dann) offene qualitative Verfahren wie Biographieanalysen an, mit denen Erklärungen für die gefundenen Strukturen ermittelt werden können».³⁵ Biographieforschung wird aber selten in Ergänzung von quantitativen Analysen, sondern als geschlossene eigenständige Analyse durchgeführt.

Im Folgenden werden zwei empirische Beispiele aus einem Forschungsprojekt vorgestellt, in dem identische Fragestellungen sowohl anhand von qualitativen Biographieanalysen wie auch quantitativen Lebensverlaufsanalysen bearbeitet wurden. Die jeweiligen qualitativen

und quantitativen Studien wurden dabei aber als geschlossene eigenständige Analysen durchgeführt.

Empirisches Beispiel aus der Lebenslaufsforschung: Gründe für eine frühe Familiengründung

Zunächst wird ein empirisches Beispiel für eine Biographieanalyse bezüglich der biographischen Pläne zur Familiengründung vorgestellt. Dieses Ergebnis wird mit dem Ergebnis einer Ereignisanalyse bezüglich des Entscheidungsprozesses zur frühen Familiengründung konfrontiert. Es handelt sich um ein Makro- und Mikropanel eines identischen Forschungsprojekts. In diesem Forschungsprojekt «stand die Fragestellung im Mittelpunkt, inwieweit sich die Familiengründung als eine in Lebensplanung eingebettete, Kosten und Nutzen kalkulierende Entscheidung betrachten lässt und welche Handlungsrationitäten und -motivationen sich beobachten lassen».³⁶

Anhand des gleichen Makropanels werden dann anschließend die Ergebnisse einer «Optimal-Matching-Analyse» zu Erwerbsverläufen nach der Ausbildung dargestellt und im Kontext von Standardisierung oder Diskontinuität von Berufsverläufen verortet.

Die zu Grunde liegende Längsschnittstudie wurde im Teilprojekt A 1 des Sonderforschungsbereichs 186 «Statuspassagen und Risikolagen im Lebensverlauf» an der Universität Bremen durchgeführt.³⁷ Das Projekt untersuchte mit quantitativen wie qualitativen Verfahren familienbezogene Statuspassagen sowie Berufsbiographien und -verläufe einer Kohorte von Absolventinnen und Absolventen des dualen Systems der Berufsausbildung. Im Rahmen der als prospektiver Längsschnitt angelegten Studie wurden Maschinenschlosser, Kfz-Mechaniker, Friseurinnen sowie Büro-, Bank- und Einzelhandelskaufleute befragt, die 1989/90 in den Arbeitsmarktregionen München und Bremen ihre Ausbildung abgeschlossen haben. Die vierte und letzte Welle des quantitativen Panels wurde 1997/98 mit 989 auswertbaren Fragebögen durchgeführt. Gegenüber der ersten Welle mit 2.230 Befragten beträgt der Ausschöpfungsgrad 44%, gegenüber der dritten Welle im Jahre 1994 mit 1.040 Befragten 95%.³⁸

Aus der Grundgesamtheit der ersten Welle des quantitativen Makropanels wurde eine theoretisch begründete Auswahl von Befragten, das Mikropanel, getroffen, mit denen in drei Wellen im Abstand von ca. drei Jahren qualitative problemzentrierte Interviews nach Andreas Witzel³⁹ durchgeführt wurden. Insgesamt haben 92 Befragte an allen drei Interviewwellen teilgenommen. In diesen Interviews wurden sowohl

berufs- als auch familienbiographische Orientierungen und Handlungsstrategien erfasst.⁴⁰ Anhand des Mikropanels wurde eine Typologie biographischer Pläne zur Familiengründung entwickelt. Die durchgeführten Auswertungsschritte orientieren sich an einem von Witzel in Anlehnung an die «Grounded Theory»⁴¹ entwickelten Verfahren zur Analyse problemzentrierter Interviews: Fallanalysen bildeten die Grundlage für einen systematisch kontrastierenden Fallvergleich.⁴²

Leitend dafür waren die Fragestellungen, in welcher Form im Verlauf der etwa sechs Jahre nach dem Ausbildungsende Entscheidungsprozesse zur Familiengründung im Zusammenhang mit dem Berufsverlauf und beruflichen Orientierungen verlaufen und welchen Einfluss die Anti-

Tabelle 1: Typologie biographischer Pläne zur Familiengründung

Entwicklung der familialen Orientierungen und Handlungen	Planungstypen	Familialer «Planungshorizont»/Integration der familialen und beruflichen Planungen
Frühe, dauerhafte Vorstellungen zur Familienplanung	(1) Frühzeitige koordinierte Planung	Die Vorstellungen der Akteure sind eher langfristig und konkret. Berufliche und familiale Pläne werden aufeinander bezogen.
	(2) Frühzeitige Familienplanung	Im Vordergrund steht die baldige Familiengründung, keine langfristige eigene berufliche Karriereplanung, bis zur Familiengründung ist berufliche Kontinuität angestrebt.
Keine Entwicklung einer Familiengründungsplanung	(3) Dauerhafter Aufschub der Familienplanung	Die Akteure konzentrieren sich auf die berufliche Planung. Bezogen auf die Familiengründung bestehen kurzfristig keine Pläne, langfristig gibt es eher grobe und vage Vorstellungen.
Berufliche oder persönliche Entwicklung ist Voraussetzung für und führt zur Konkretisierung der familiengründungsrelevanten Orientierungen	(4) Von aufgeschobener zu koordinierter Familienplanung	Zunächst konzentrieren sich die Akteure auf berufliche Pläne, bezüglich der Familiengründung bestehen nur vage oder keine Vorstellungen. In einer späteren Phase verknüpfen sie berufliche und eher konkrete, kurz- bis mittelfristige familiale Pläne
	(5) Kurzfristige Familiengründung in Abhängigkeit von Persönlichkeitsentwicklung	Zunächst keine Familienplanung; im Vordergrund steht die eigene persönliche Entwicklung. Sowohl die Berufsplanung als auch die Familienpläne sind mit diesem subjektiven Entwicklungskonzept verbunden. Da stehen zunächst nur vage oder keine Vorstellungen zur Familiengründung. In einer späteren Phase gibt es eine Entwicklung von eher konkreten und kurz- bis mittelfristigen Plänen. Die Planung ist nicht vom beruflichen Status, sondern von der eigenen persönlichen Entwicklung und der Partnerschaft abhängig.
Brüche in den Orientierungen, familiales Handeln erfolgt anders als ursprünglich vorgesehen	(6) Ungeplante Familiengründung	Zunächst steht die Gestaltung der Berufsbiographie im Vordergrund. Entweder bestehen keine oder nur vage und längerfristige Pläne zur Familiengründung. Erst mit der ungeplanten Schwangerschaft kommt es zu einer sehr kurzfristigen integrierten Planung.
	(7) Ungeplanter Verzicht auf Familiengründung	Im Vordergrund steht die baldige Familiengründung, bis dahin ist berufliche Kontinuität angestrebt. Die Familiengründung wird wegen einer fehlenden ökonomischen Basis, Trennung usw. nicht realisiert, es kommt zur Aufgabe des Kinderwunsches,

Quelle: Schaeper /Kühn 2000, S. 140.

zipation der Familiengründung auf den Berufsverlauf hat. Als Ergebnis der im Projektteam durchgeführten Fallvergleiche wurden sieben Typen identifiziert, die sich hinsichtlich der Dimensionen «Entwicklung der familialen Orientierungen und Handlungen», «familialer Planungshorizont» und «Integration der familialen und beruflichen Planungen» unterscheiden.⁴³

Die tabellarische Übersicht (siehe Tabelle 1) gibt die sieben Typen bezüglich der Dimension «Entwicklung der familialen Orientierungen und Handlungen» wieder. In der Dimension Entwicklung der familialen Orientierungen und Handlungen lassen sich die verschiedenen Typen hinsichtlich der Kontinuität und Realisierung familienbezogener Orientierungen unterscheiden. Die Dimension familialer Planungshorizont bezieht sich zum einen darauf, ob die Vorstellungen zur Familiengründung eher konkret oder vage sind, und zum anderen darauf, ob es sich um eher kurz- oder langfristige Pläne handelt. Mit der Dimension «Integration der familialen und beruflichen Planungen» wird erfasst, ob und wie Vorstellungen zur Gestaltung der beruflichen und familialen Zukunft verknüpft werden.

Zusammenfassend kann man sagen, dass sich die Typen hinsichtlich der Integration familialer und beruflicher Planungen, des Planungshorizonts und der Entwicklung von Orientierungen und Handlungen unterscheiden. Die zur Identifizierung dieser Formen entwickelte qualitative Typologie «biographischer Pläne zur Familiengründung» verdeutlicht ein breites Spektrum, das von langfristigen koordinierten Planungen bis zu ungeplanten Übergängen reicht.

Im Folgenden werden die Ergebnisse des quantitativen Teils der Bremer Studie vorgestellt: Zur Untersuchung des Familiengründungsprozesses wurden anhand des Makropanels ereignisanalytische Verfahren herangezogen. Betrachtet wird hier der Übergang von der Kinderlosigkeit in die Elternschaft nach Abschluss der Berufsausbildung.

Die in der Spalte «Frauen» der Tabelle 2 ausgewiesenen Ergebnisse erweisen sich als durchwegs konsistent mit utilitaristischen Ansätzen: Hohe Karriereressourcen und der Besuch einer Bildungseinrichtung reduzieren, wie an den negativen Effekten einer abgeschlossenen Aufstiegsfortbildung, eines Hochschulabschlusses und der Bildungsbeteiligung zu sehen ist, die Übergangsrate in die Mutterschaft erheblich. Durch eine längere Arbeitslosigkeit, einen beruflichen Abstieg sowie insbesondere den Abschluss einer Ausbildung im Friseurhandwerk kann es dagegen zu einer negativen Karriereentwicklung und zu geringen Karrierechancen kommen: sie erhöhen die Neigung der Frauen zur Familiengründung. Diese Analysen für die Entscheidung für eine Familiengründung des Makropanels können als

Tabelle 2: Ratenmodell für den Übergang in die Elternschaft nach Abschluss der Berufsausbildung (Exponentialmodelle mit monatlichem Episodensplitting; die Effekte sind als prozentuale Veränderungen der Rate ausgewiesen)

Kovariate	Frauen	Männer
<i>Ausbildungsberuf</i>		
Bankkaufleute	48 %	-63 % ***
Bürokaufleute	17 %	-49 % *
Maschinenschlosser	-	Referenzkategorie
Kfz-Mechaniker	-	-41 % *
Friseurinnen	173 % ***	-
Einzelhandelskaufleute	Referenzkategorie	-61 % **
<i>Dauer Arbeitslosigkeit</i>		
beruflicher Abstieg	15 % ***	3 %
Abschluss Aufstiegsforderung	101 % **	85 %
Abschluss Hochschulstudium	-36 % *	-34 %
in Ausbildung	-81 % **	36 %
Alter	-86 % ***	-66 % **
	22 % ***	25 % ***
<i>Konstante</i>		
	-10,6	-11,3
<i>Log-Likelihood Gesamtmodell</i>		
	-1140,97	-562,07
<i>Log-Likelihood Konstantenmodell</i>		
	-1203,56	-588,92
<i>Likelihood-Ratio-Test</i>		
	Chi ² = 125,18	Chi ² = 53,7
	df = 9; p < 0,01	df = 10; p < 0,01
<i>Anzahl Ereignisse/Personen/Episoden</i>		
	185 / 517 / 45527	81 / 458 / 42833

* p < 0,10; ** p < 0,05, *** p < 0,01

Quelle: Schaeper / Kühn 2000, S. 130.

Kosten-Nutzen-Aspekte, für Frauen vor allem als Opportunitätskosten für bessere Arbeitsmarktchancen, interpretiert werden.⁴⁴

Die Ergebnisse der qualitativen und quantitativen Studie verhalten sich divergent zueinander, eine gegenseitige Validierung der Ergebnisse ist nicht zu erkennen. In einem solchen Fall müssen die sich widersprüchlich zueinander verhaltenden Ergebnisse theoretisch miteinander verknüpft und das Verhältnis von individueller und historischer Kontingenz modelliert werden.⁴⁵ Schaeper und Kühn kommen in ihrer theoretischen Verknüpfung der Ergebnisse zu dem Fazit, dass die qualitativen Analysen schließlich zeigen, «dass die bei der Interpretation der quantitativen Ergebnisse unterstellte kausale Wirkung von Berufsverlauf und Karriereressourcen auf die Familiengründung nicht immer zutreffend ist, sondern, dass die berufliche Entwicklung in einigen Fällen auch stark an der antizipierten Familiengründung ausgerichtet wird».⁴⁶ Ihr Schlussstatement ist, «dass Familiengründung [...] als Ergebnis von Lebensplanung somit keine Ausnahmeerscheinung (ist), scheint aber den quantitativen Ergebnissen zufolge, die ein beträchtliches Ausmaß an Planungsunsicherheit belegen,

auch nicht vorherrschend zu sein.» Diese Interpretation ist ein eher hilfloser Versuch, dem Konzept einer Dualität von Struktur und Handlung nach Giddens⁴⁷ noch gerecht zu werden: Die Ergebnisse der quantitativen Studie lassen eigentlich nur den Schluss zu, dass die Entscheidung für eine frühe Familiengründung nicht so sehr als Ergebnis von eigener Lebensplanung sondern in erster Linie als Ausdruck von Opportunitätskosten für Arbeitsmarktchancen zu sehen ist, in dem sich sozialstrukturelle, ungleiche Lebenschancen widerspiegeln.

Standardisierung oder Diskontinuität von Berufsverläufen der jüngeren Generation?

Im Folgenden soll der Frage nachgegangen werden, ob sich die beruflichen Lebenswege der jüngeren Generation durch Standardisierung oder Diskontinuität auszeichnen. Eine weit verbreitete These ist, dass sich durch Individualisierung der um die Erwerbsarbeit zentrierte «männliche» Normallebenslauf zunehmend auflöst und einer durch Diskontinuität geprägten Bastelbiographie Platz macht: Erwerbsbiographien sollen sich durch eine Vielzahl bunter diskontinuierlicher Verläufe auszeichnen. Einen lückenlosen integrierten Lebensverlauf akzeptieren viele individuelle Akteure nicht mehr für sich selbst als handlungsleitend. Sie stellen nach Witzel⁴⁸ ihre eigenen Handlungslogiken den äußeren Imperativen entgegen. Hans-Peter Blossfeld⁴⁹ vertritt dagegen die Auffassung, dass die nach der Ausbildung stattfindende Platzierung in das Berufsleben für den weiteren Berufsverlauf entscheidend ist.

Joachim Mowitz-Lambert⁵⁰ hat anhand der «Optimal-Matching-Technik» die beginnenden Berufsverläufe der Befragten des Bremer Makropanels untersucht. Zur Erfassung der Übergänge zwischen Abschluss der Berufsausbildung und Aufnahme einer stabilen Erwerbstätigkeit wurden folgende fünf Zustände definiert: erstens Arbeitslosigkeit, zweitens Fort- und Weiterbildung sowie Umschulung, drittens Studium, viertens Teilerwerbstätigkeit und fünftens Vollerwerbstätigkeit.

Als Ergebnis der Analyse lässt sich feststellen (siehe Tabelle 3), dass gut zwei Drittel der Fälle (707) einen sofortigen Übergang ohne Zwischenschritte zeigten, d.h. die Befragten wechselten unmittelbar nach Beendigung ihrer Ausbildung in ein Vollzeit-Beschäftigungsverhältnis, wo sie mindestens sechs Monate verblieben. Diese Fälle wurden vorab einer Gruppe zugeordnet. Die Klassifizierung der restlichen 279 Fälle zu den Gruppen erfolgte anhand einer Clusteranalyse. Tabelle 3 gibt das Ergebnis wieder. Wie daraus zu sehen ist, stellt der friktionslose Übergang den bei Weitem am häufigsten vertretenen Typus dar. Bei knapp 30% der Befragten

zeigen sich Übergangsmuster, die von mehr oder weniger stärkerer Diskontinuität geprägt sind.

Tabelle 3: Verlaufstypologie «Übergang von der Ausbildung in das Erwerbsleben»

Typus	N	%
Sofortiger Übergang	707	71,7
Heterogener Übergang	52	5,3
Arbeitslosigkeit	65	6,6
Studium	56	5,7
Umschulung	23	2,3
Fort/Weiterbildungsteilnahme	31	3,1
Studium ohne Übergang	33	3,3
Teilzeit/Arbeitslosigkeit ohne Übergang	9	0,9
Restkategorie ohne Übergang	10	1
<i>Insgesamt</i>	<i>986</i>	<i>100</i>

Quelle: Mowitz-Lambert 2001, S. 211.

Im Folgenden werden einige wichtige Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Übergangsverläufen anhand von untersuchten Strukturparametern beschrieben: Frauen zeigen häufiger einen sofortigen Übergang in ein stabiles Beschäftigungsverhältnis. Die unterschiedlichen Möglichkeiten seitens des Arbeitsmarktes sowie der Aufstiegsmöglichkeiten bilden sich über den Zusammenhang zwischen dem Ausbildungsberuf und dem Übergangsverhalten ab: es zeigt sich beispielsweise, dass Friseurinnen im Vergleich zu den anderen Berufsgruppen relativ selten dem Typus «sofortiger Übergang» zugehören, dagegen überproportional häufig der Gruppe «heterogenen Übergang» oder «Umschulung» angehören. Ein Studium nehmen am häufigsten Bankkaufleute (22,6%) gefolgt von den Maschinenschlossern (6,8%) auf. Auch die Ausbildungsregion hat einen deutlichen Einfluss auf das Übergangsverhalten: Bremer Absolventen weisen nur zu 65% einen sofortigen Übergang aus, Münchner hingegen zu 77%.

Nach Joachim Mowitz-Lambert⁵¹ ist eine «bunte Vielfalt diskontinuierlicher Verläufe» der an die Ausbildung anschließenden Erwerbsverläufe nicht beobachtbar, wie sie seine KollegInnen Schaeper, Kühn und Witzel⁵² insbesondere unter Berücksichtigung von Biographieanalysen für das Mikropanel identifiziert hatten. Vielmehr stellt der nahtlose Wechsel in das Berufsleben für das Makropanel die Norm dar. Die sensible Phase des

Berufseintritts, die für den weiteren Berufsverlauf bedeutsam ist, wird vom Großteil der Befragten problemlos bewältigt.

Die hier gefundenen Ergebnisse bestätigen die vielen elaborierten Lebensverlaufsstudien der letzten Jahre: der Einfluss von sozialer Herkunft und Bildungsniveau auf soziale Platzierungen und Berufsverläufe ist weiterhin im Sinne einer starken Standardisierung und somit Reproduktion sozialer Ungleichheit wirksam.⁵³ Viele der in den Sozialwissenschaften als dramatisch diskutierte Trendbrüche, so Karl Ulrich Mayer⁵⁴, treffen nur für kleinere Teile von Geburtsjahrgängen, häufig für das am besten ausgebildete obere Viertel zu. Dirk Konietzka z.B. kommt aufgrund seiner am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung durchgeführten Lebensverlaufsstudien zum Schluss, «dass trotz massiver Veränderungen in den ökonomischen und sozialen Rahmenbedingungen der Ausbildungs- und Berufsintegration im Laufe der letzten Jahrzehnte Einbrüche, Diskontinuitäten und Verwerfungen in individuellen Lebensverläufen weniger massiv als vielmehr partiell eingetreten sind und dass gleichzeitig ein erstaunlich hohes Maß an Stabilität erhalten geblieben ist».⁵⁵

Nach Dirk Konietzka impliziert «jede Anstrengung, die eigene Biographie autonom zu gestalten oder kreativ zu basteln, zwangsläufig die Auseinandersetzung mit den institutionalisierten Regeln und Zugangsschranken, Allokationsmechanismen und Schließungsmustern individueller Berufschancen, die den Arbeitsmarkt gerade in der Bundesrepublik Deutschland prägen. Die Strukturierungsmacht zertifizierter Qualifikationen und Mobilitätskanäle, institutionalisierter Übergänge und berufsfachlich geschlossener Arbeitsmärkte steht individuellen Chancen der Selbstverwirklichung in massiver Form gegenüber».⁵⁶ Die häufig von der Biographieforschung entdeckten Bastelbiographien dürften nach Konietzka⁵⁷ zunächst einmal vorrangig von literarischer Qualität und anekdotischer Relevanz sein.

Gegensatz von quantitativer und qualitativer Forschung

Dies ist somit die richtige Stelle, um die Verallgemeinerung der Ergebnisse aus der Biographieforschung zu problematisieren. Im Selbstverständnis von Biographieforscherinnen und -forschern können ihre Ergebnisse verallgemeinert werden.⁵⁸ Heinz-Herrmann Krüger⁵⁹ fordert dafür ein strenges methodologisches Vorgehen; ein adäquates Verfahren sieht er vor allem – wie Friebertshäuser und Jakob⁶⁰ und viele andere auch – in einer auf der «Grounded Theory» basierenden «qualitativen Methodologie, in der es über eine am theoretical sampling orientierte Fallauswahl und über kontrastive

Fallinterpretation allmählich zu einer theoretischen Sättigung, zur Verallgemeinerung von Einzelfällen und zu einer Typologie von biographischen Mustern gelangt». ⁶¹ Er kritisiert aber, dass zu viele Biographiestudien «ohne eine intensive Interpretation des Einzelfalls rasch zur Identifizierung von zentralen Mustern voranschreiten». ⁶²

Hier ist noch einmal auf den nach Meinung vieler qualitativer Forscher in den Erziehungswissenschaften nicht mehr, in der Realität aber weiter bestehenden Gegensatz von quantitativer und qualitativer Forschung zurück zu kommen. Ein Blick in die führenden sozialwissenschaftlichen Methodenlehrbüchern ist hierbei hilfreich. Für die meisten quantitativen Methodiker ist es eine feste Lehrmeinung, dass anhand qualitativer Verfahren keine Verallgemeinerung vorgenommen werden kann. So ist in dem zur Zeit wohl populärsten deutschsprachigen soziologisch orientierten Methodenlehrbuch von Rainer Schnell u. a. über qualitative Verfahren in einer Fußnote zu lesen: «Für diese Verfahren sind Gütekriterien kaum formulierbar, eine Fehlermethodologie existiert noch nicht einmal in Ansätzen. Die so gewonnenen Daten werden vielfach ohne jegliche Methodenkritik als gültig akzeptiert, ohne dass irgendein Nachweis der Gültigkeit erfolgt.» ⁶³ Earl Babbie, einer der führenden englischsprachigen soziologischen Methodiker, warnt die Leser seines Methodenlehrbuchs: «Qualitative Data Processing: Let me begin [...] with a warning. [...] The activity [...] is as much art as science.» ⁶⁴ Jürgen Bortz und Nicola Döring formulieren in ihrem psychologisch orientierten Methodenlehrbuch, «dass Generalisierbarkeit allein durch willkürliches Auswählen vermeintlich typischer Fälle nicht begründet werden kann, sondern dass ergänzend quantifizierende Aussagen erforderlich sind». ⁶⁵ Eine qualitative Samplebildung an äußeren sozialstrukturellen Merkmalen, also nach den Gütekriterien aus dem Kontext quantitativer Methoden, wird von den meisten qualitativen Sozialforschern abgelehnt. So ist beispielsweise Krüger der Auffassung, dass mit solchen Auswertungsstrategien wichtige Erkenntnischancen qualitativer Forschung verschenkt werden. ⁶⁶ Dieser Gegensatz ist auch nicht auflösbar: Es muss daher offen über diesen Gegensatz gesprochen werden, letztendlich stehen hier zwei gegensätzliche Wissenschaftskulturen gegenüber, die schwer miteinander vereinbar sind. Die Verallgemeinerung von Ergebnissen aus der Biographieforschung muss nicht zuletzt vor dem Hintergrund von Befunden aus der Lebensverlaufsforschung für sehr problematisch angesehen werden.

Sozialpädagogische Forschung und die soziale Strukturiertheit von individuellen Biographien

Krüger sieht – wie wohl fast alle Biographieforscher in den Erziehungswissenschaften⁶⁷ – die Theorie der reflexiven Modernisierung als theoretischen Bezugsrahmen für die erziehungswissenschaftliche Biographieforschung.⁶⁸ In Bezug auf sozialpädagogischen Forschungsbedarf ist nach Werner Schefold⁶⁹ davon auszugehen, dass die reflexive Moderne auf Dauer die Rahmenbedingung Sozialer Arbeit vorgibt. Und somit sind wir beim Grundproblem: Sozialpädagogische Forschung wird zur Zeit durch Biographieforschung geprägt, die eng verknüpft wird mit der These von der Individualisierung des Lebenslaufs. Die individuelle Kontingenz der Struktur im Lebenslauf, d. h. die De-Standardisierung und De-Institutionalisierung des Lebenslaufs, ist zumindest sehr umstritten, wenn nicht sogar eine bloße Fiktion: Dies sind zumindest die Erkenntnisse des Mainstreams der quantitativen Lebensverlaufsforschung. In der wissenschaftlichen Sozialpädagogik werden die Widersprüche von historischer und individueller Kontingenz des Lebenslaufs nicht ausreichend thematisiert. Die sozialpädagogische Forschung muss ihren zu engen Blick auf die Akteursperspektive verändern und ihre Aufmerksamkeit wieder verstärkt auf die sozialstrukturellen Restriktionen der Handlungen von Individuen richten, sie muss sich Theorien der historischen Kontingenz des Lebenslaufs öffnen. Sozialpädagogische Forschung muss die soziale Strukturiertheit von individuellen Biographien verstärkt in den Blick nehmen.

Zur Verknüpfung von Akteurperspektive und Sozialstruktur ist es in der sozialpädagogischen Forschung notwendig, vermehrt Forschungen zu institutionalisieren, die quantitative und qualitative Studien miteinander verbinden. Zur Analyse von Lebensverlaufdaten sind Panelstudien bzw. Kohortenanalysen notwendig. In dem jetzt vorgestellten und präferierten Forschungsdesign ist auch die qualitative Lebenslaufstudie als Panel konzipiert. In diesem Design sollte die erste quantitative Erhebung immer vor der ersten qualitativen Befragung liegen, wobei die Ziehung des ersten qualitativen Samples auf der Basis der quantitativen Erhebung erfolgen sollte. Zwischenergebnisse, die anhand eines Methodenstrangs erzielt werden, können in die Studie der nächsten Welle des anderen Methodenstrangs einbezogen werden. Insbesondere können in der abschließenden qualitativen Studie quantitativ gewonnene Befunde vertieft erklärt oder interpretiert werden.

Qualitative Forschung kann in diesem Design aber nicht nur als Hypothesenlieferant für quantitative Forschung eingesetzt werden, son-

dern einen eigenen Stellenwert im Rahmen sozialwissenschaftlicher Erkenntnisgewinnung bekommen. Somit kann auch die Akteursperspektive angemessen berücksichtigt werden. Liegen bei einer Lebenslaufstudie die Ergebnisse der beiden Methodensträngen vor, muss geprüft werden, inwiefern diese Ergebnisse erstens übereinstimmen und damit zur gegenseitigen Validierung beitragen, oder sich zweitens komplementär zueinander verhalten, indem sie unterschiedliche Aspekte eines bestimmten sozialen Sachverhalts beleuchten, oder sich drittens widersprechen.⁷⁰

In der Lebenslaufforschung ist aufgrund der unterschiedlichen methodischen Zugänge von Lebensverlaufsstudien und Biographieanalysen tendenziell von einer Divergenz der Ergebnisse auszugehen. Die in diesem Beitrag vorgestellten empirischen Studien können als exemplarisch dafür gesehen werden. Lediglich in Teilaspekten kann es zu einer Validierung kommen, insbesondere dann, wenn offen gebliebene Fragen aus der quantitativen Erhebung in der abschließenden qualitativen Befragung erklärt oder interpretiert wurden. Die sich komplementär oder widersprüchlich zueinander verhaltenden Ergebnisse müssen theoretisch verknüpft werden. Eine theoretische Verknüpfung sollte auch immer zu einem theoretischen Schluss und somit Modellierung des Verhältnisses von individueller und historischer Kontingenz führen. Wichtig ist dabei vor allem, dass die sozialpädagogische Forschung die soziale Strukturiertheit von individuellen Biographien wieder verstärkt thematisiert. Denn im Gegensatz zu den in der Erziehungswissenschaft dominierenden Vertreterinnen und Vertretern der Individualisierungsthese, die davon ausgehen, dass individuelle Lebensläufe aus flexiblen und selbstverantwortlichen biographischen Arrangements bestehen⁷¹, die von sozialen Strukturen nur gefördert bzw. begrenzt werden, muss man aufgrund der Ergebnisse der Lebensverlaufsforschung davon ausgehen, dass individuelle Lebensläufe durch sozial strukturierte, ungleiche Lebenschancen begrenzt werden, die nur einer privilegierten Minderheit flexible und selbstverantwortliche Handlungsoptionen ermöglicht.

Literatur

- Alheit, Peter/Hoerning, Erika M. (Hrsg.): *Biographisches Wissen. Beiträge zu einer Theorie lebensgeschichtlicher Erfahrung*. Frankfurt a. M./New York 1989.
- Allison, Paul D.: *Event History Analysis. Regression for Longitudinal Event Data*. Beverly Hills/London/New Dehli 1984.
- Abbott, Andrew: Sequence Analysis: New Methods for old Ideas. In: *Annual Review of Sociology*, 1995; Vol. 21, S. 93–113.
- Babbie, Earl: *The Practice of Social Research*. Belmont, CA: Wadsworth/Thosmon Learning, 10th Edition 2004.
- Bauer, Nina: *Verlaufsmusteranalyse. Methodologische Konsequenzen der Zeitlichkeit sozialen Handelns*. Wiesbaden 2005.
- Bittlingmayer, Uwe H.: Wissensgesellschaft als Wille und Vorstellung. Konstanz 2005.
- Blossfeld, Hans-Peter: *Kohortendifferenzierung und Karriereprozeß. Eine Längsschnittstudie über die Veränderung der Bildungs- und Berufschancen im Lebenslauf*. Frankfurt a. M./New York 1989.
- Blossfeld, Hans-Peter/Rohwer, Götz: *Techniques of Event History Modeling. New Approaches to Causal Analysis*. Mahwah, NJ/London 2002.
- Bortz, Jürgen/Döring, Nicola: *Forschungsmethoden und Evaluation*. Berlin u. a. 1995.
- Erzberger, Christian: Sequenzmusteranalyse als fallorientierte Analysestrategie. In: Sackmann, R./Wingens, M. (Hrsg.): *Strukturen des Lebenslaufs. Übergang – Sequenzen Verlauf*. Weinheim und München 2001a, S. 135–162.
- Erzberger, Christian: Über die Notwendigkeit qualitativer Forschung: das Beispiel der Alleinerziehungsdaten in quantitativen Daten. In: Kluge, S./Kelle, U. (Hrsg.): *Methodeninnovation in der Lebenslaufforschung. Integration qualitativer und quantitativer Verfahren in der Lebenslauf- und Biographieforschung*. Weinheim und München 2001b, S. 169–188.
- Elder, Glen H.: Perspectives on the Life Course. In: Elder, G. H. (ed.): *Life Course Dynamics. Trajectories and Transitions, 1968–1980*. Ithaca 1985, S. 23–49.
- Flösser, Gaby/Otto, Hans-Uwe/Rauschenbach, Thomas/Thole, Werner: Jugendhilfeforschung. Beobachtungen zu einer wenig beachteten Forschungslandschaft. In: Rauschenbach, Th./Thole, W. (Hrsg.): *Sozialpädagogische Forschung. Gegenstand und Funktion, Bereiche und Methoden*. Weinheim und München 1998, S. 225–261.
- Friebertshäuser, Barbara/Jakob, Gisela: Forschungsmethoden: qualitative. In: Otto, H.-U./Thiersch, H. (Hrsg.): *Handbuch der Sozialarbeit/Sozialpädagogik*. Neuwied/Kriftel 2001, S. 576–591.
- Friebertshäuser, Barbara/Prenzel, Annedore: Einleitung, Profil, Intentionen, Traditionen und Inhalte des Handbuchs. In: Friebertshäuser, B./Prenzel, A. (Hrsg.): *Handbuch qualitativer Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft*. Weinheim und München 1997, S. 11–23.
- Giddens, Anthony: *Die Konstitution der Gesellschaft*. Frankfurt a. M. und New York 1995.
- Glinka, Hans-Jürgen: Annäherung an ein sozialbiographisches Konstrukt. In: Otto, H.-U./Thiersch, H. (Hrsg.): *Handbuch der Sozialarbeit/Sozialpädagogik*. Neuwied/Kriftel 2001, S. 207–220.
- Hanses, Andreas: Biographie und sozialpädagogische Forschung. In: Schweppe, C. (Hrsg.): *Qualitative Forschung in der Sozialpädagogik*. Opladen 2003, S. 19–42.
- Hanses, Andreas: AdressatInnenforschung in der Sozialen Arbeit – Zwischen disziplinärer Grundlegung und Provokation. In: Schweppe, C./Thole, W. (Hrsg.): *Sozialpädagogik als forschende Disziplin. Theorie, Methode, Empirie*. Weinheim und München 2005, S. 185–200.
- Hillmert, Steffen: Stabilität und Wandel des «deutschen Modells»: Lebensverläufe im Übergang zwischen Schule und Beruf. In: Wingens, Matthias/Sackmann, Reinhold (Hrsg.): *Bildung und Beruf. Ausbildung und berufsstruktureller Wandel in*

- der Wissensgesellschaft. Weinheim/München 2001, S. 65–81.
- Hurrelmann, Klaus: Der entstrukturierte Lebenslauf. Die Auswirkungen der Expansion der Jugendphase. In: *ZSE*, 23. Jg., 1.Vj. 2003, S. 115–126.
- Jakob, Gisela: Sozialpädagogische Forschung. Ein Überblick über Methoden und Ergebnisse qualitativer Studien in Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit. In: Jakob, G./von Wensierski, H.-J. (Hrsg.): *Rekonstruktive Sozialpädagogik. Konzepte und Methoden sozialpädagogischen Verstehens in Forschung und Praxis*. Weinheim und München 1997, S. 125–160.
- Jakob, Gisela: Forschung in der Ausbildung zur Sozialen Arbeit. In: Thole, W. (Hrsg.): *Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch*. Opladen 2005, S. 929–941.
- Kelle, Udo/Erzberger, Christian: Die Integration qualitativer und quantitativer Forschungsergebnisse. In: Kluge, S./Kelle, U. (Hrsg.): *Methodeninnovation in der Lebenslaufforschung. Integration qualitativer und quantitativer Verfahren in der Lebenslauf- und Biographieforschung*. Weinheim und München: 2001, S. 89–133.
- Kelle, Udo/Kluge Susann: Einleitung. In: Kluge, S./Kelle, U. (Hrsg.): *Methodeninnovation in der Lebenslaufforschung. Integration qualitativer und quantitativer Verfahren in der Lebenslauf- und Biographieforschung*. Weinheim und München 2001, S. 11–33.
- Konietzka, Dirk: *Ausbildung und Beruf. Die Geburtsjahrgänge 1919–1961 auf dem Weg von der Schule in das Erwerbsleben*. Opladen u. a. 1999a.
- Konietzka, Dirk: Die Verberuflichung von Marktchancen. Die Bedeutung des Ausbildungsberufs für die Platzierung im Arbeitsmarkt. In: *Zeitschrift für Soziologie*. Jg. 28, 1999b, Heft 5, S. 379–400.
- Kron, Friedrich W.: *Wissenschaftstheorie für Pädagogen*. München 1999.
- Krüger, Heinz-Herrmann: Erziehungswissenschaften und Sozialpädagogik. Kooperation auf getrennten Wegen. In: Thole, W. (Hrsg.): *Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch*. Opladen 2005, S. 273–283.
- Krüger, Heinz-Herrmann: Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. In: Friebertshäuser, B./Prenzel, A. (Hrsg.): *Handbuch qualitativer Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft*. Weinheim und München 1997, S. 43–55.
- Kühn, Thomas: *Berufsverläufe und Pläne zur Familiengründung. Eine biographiesoziologische Typologie*. Sfb-Arbeitspapier Nr. 64. Sfb 186, Universität Bremen 1999.
- Lüders, Christian/Rauschenbach Thomas: Forschung: sozialpädagogisch. In: Otto, H.-U./Thiersch, H. (Hrsg.): *Handbuch der Sozialarbeit/Sozialpädagogik*. Neuwied/Kriftel 2001, S. 562–575.
- Mayer, Karl Ulrich: Zur Biografie der Lebensverlaufsforschung: ein Rückblick auf die letzten zwei Jahrzehnte. In: Burkhart G./Wolf, J. (Hrsg.): *Lebenszeiten. Erkundungen zur Soziologie der Generationen*. Opladen 2002, S. 41–61.
- Mayer, Karl Ulrich (Hrsg.): *Lebensverläufe und Sozialer Wandel. Sonderheft 31 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Opladen 1990.
- Micheel, Heinz-Günter: Das quantitative Methodenspektrum und Soziale Arbeit. In: Schweppe, C./Thole, W. (Hrsg.): *Sozialpädagogik als forschende Disziplin. Theorie, Methode, Empirie*. Weinheim und München 2005, S. 97–113.
- Mollenhauer, Klaus: «Sozialpädagogische» Forschung. Eine thematisch-theoretische Skizze. In: Rauschenbach, Th./Thole, W. (Hrsg.): *Sozialpädagogische Forschung. Gegenstand und Funktion, Bereiche und Methoden*. Weinheim und München 1998, S. 29–46.
- Mowitz-Lambert, Joachim: Übergänge und Sequenzen. Übergangsmuster in der Statuspassage von beruflicher Ausbildung in die Erwerbstätigkeit. In: Sackmann, R./Wingens, M. (Hrsg.): *Strukturen des Lebenslaufs. Übergang – Sequenzen Verlauf*. Weinheim und München 2001, S. 199–217.

- Oswald, Hanns: Was heißt qualitativ forschen? In: Friebertshäuser, B./Prenzel, A. (Hrsg.): *Handbuch qualitativer Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft*. Weinheim und München 1997, S. 71–87.
- Otto, Hans-Uwe/Oelerich, Gertrud/Micheel, Heinz-Günter (Hrsg.): *Empirische Forschung und Soziale Arbeit. Ein Lehr- und Arbeitsbuch*. Neuwied 2003.
- Reuband, Karl-Heinz: Forschungsmethoden: quantitative. In: Otto, H.-U./Thiersch, H. (Hrsg.): *Handbuch der Sozialarbeit/ Sozialpädagogik*. Neuwied/Kriftel 2001, S. 592–599.
- Sackmann, Reinhold/Wingens, Matthias: Theoretische Konzepte des Lebenslaufs: Übergang, Sequenz und Verlauf. In: Sackmann, R./Wingens, M. (Hrsg.). *Strukturen des Lebenslaufs. Übergang – Sequenzen Verlauf*. Weinheim und München 2001, S. 17–48.
- Schaeper, Hilde: *Erwerbsverläufe von Ausbildungsabsolventinnen und -absolventen. Eine Anwendung der Optimal-Matching-Technik*. Sfb-Arbeitspapier Nr. 57. Sfb 186 Universität Bremen 1999.
- Schaeper, Hilde/Kühn, Thomas: Zur Rationalität familialer Entscheidungsprozesse am Beispiel des Zusammenhangs zwischen Berufsbiographie und Familiengründung. In: Heinz, Walter, R. (Hrsg.): *Übergänge. Individualisierung, Flexibilisierung und Institutionalisierung des Lebensverlaufs*. 3. Beiheft 2000 der Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation. Weinheim und München 2000, S. 124–145.
- Schaeper, Hilde/Kühn, Thomas/Witzel, Andreas: Diskontinuierliche Erwerbskarrieren und Berufswechsel in den 1990ern: Strukturmuster und biographische Umgangsweisen betrieblich ausgebildeter Fachkräfte. In: *MittAB* 2000, Jg. 33, 1, S. 80–100.
- Schefold, Werner: Sozialpädagogische Forschung. Stand und Perspektiven. In: Thole, W. (Hrsg.): *Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch*. Opladen 2005, S. 881–902.
- Schnell, Rainer/Hill, Paul B./Esser, Elke: *Methoden der empirischen Sozialforschung*. München/Wien 1999.
- Schweppe, Cornelia/Thole, Werner (Hrsg.): *Sozialpädagogik als forschende Disziplin. Theorie, Methode, Empirie*. Weinheim und München 2005.
- Strauss, Anselm L./Corbin, Juliet: *Basics of Qualitative Research. Grounded Theory, Procedures and Techniques*. Newbury Park, London, New Dehli 1990.
- Terhart, Ewald: Entwicklung und Situation des qualitativen Forschungsansatzes in der Erziehungswissenschaft. In: Friebertshäuser, B./Prenzel, A. (Hrsg.): *Handbuch qualitativer Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft*. Weinheim und München 1997, S. 27–42.
- Thole, Werner: Soziale Arbeit als Profession und Disziplin. Das sozialpädagogische Projekt in Praxis, Theorie, Forschung und Ausbildung. Versuche einer Standortbestimmung. In: Thole, W. (Hrsg.). *Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch*. Opladen 2005, S. 15–60.
- Thole, Werner: «Wir lassen uns unsere Welt nicht verwirren». Rekonstruktive, qualitative Sozialforschung und Soziale Arbeit – Reflexion über eine ambivalente Beziehung. In: Schweppe, C. (Hrsg.): *Qualitative Forschung in der Sozialpädagogik*. Opladen 2003, S. 19–42.
- Witzel, Andreas: Das problemzentrierte Interview. In Jüttemann, G. (Hrsg.): *Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder*. Weinheim 1985, S. 227–255.
- Witzel, Andreas: Nach der Berufsausbildung Arbeiten im erlernten Beruf. In: Leisering, Lutz/Geissler, Birgit/Rabe-Kleberg, Ursula/Mergner, Ulrich (Hrsg.): *Moderne Lebensläufe im Wandel*. Weinheim 1993, S. 47–60.
- Witzel, Andreas: Auswertung problemzentrierter Interviews. Grundlagen und Erfahrungen. In: Strobl, R./Böttger, A. (Hrsg.): *Wahre Geschichten? Zur Theorie und Praxis qualitativer Sozialforschung*. Baden-Baden 1996, S. 49–76.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Flösser u. a. 1998, S. 229ff; vgl. auch Lüders/Rauschenbach 2001, S. 563 ff.
- 2 Kelle/Kluge 2001, S. 14 ff.
- 3 Die hier gemachte analytische Trennung zwischen den Begriffen Lebenslauf, Lebensverlauf und Biographie wird in der Literatur oft nicht gemacht. Häufig werden Lebensverlauf und Lebenslauf, aber auch Lebenslauf und Biographie als Synonym betrachtet.
- 4 Kelle/Kluge 2001, S. 14.
- 5 Ebd. S. 15.
- 6 Vgl. ebd.
- 7 Vgl. ebd. S. 12.
- 8 Z. B. Blossfeld 1989; Mayer 1990.
- 9 Z. B. Alheit/Hoerning 1989.
- 10 Sackmann/Wingens 2001, S. 19.
- 11 Ebd., S. 32.
- 12 Vgl. Allison 1984; Blossfeld/Rower 2002.
- 13 Vgl. Abbott 1995; Erzberger 2001a.
- 14 Der Begriff Biographieforschung wird hiermit sehr weit gefasst: Biographieforschung, biographische Forschung, Biographieanalyse und biographische Analyse werden im Folgenden dann auch als Synonym betrachtet (vgl. in diesem Sinne auch Baur 2005, S. 254 f.).
- 15 Kelle/Kluge 2001, S. 13.
- 16 Vgl. Krüger 1997 sowie auch Krüger 2005.
- 17 Jakob 1997, S. 126; vgl. auch Jakob 2005; Glinka 2001, S. 213 ff.
- 18 Er macht aber die Einschränkung, dass «mit biographischer Forschung nicht jede Dimension sozialer Wirklichkeit hinreichend beschrieben werden kann» (Hanses 2003, S. 37).
- 19 Lüders/Rauschenbach 2001, S. 567.
- 20 Vgl. Mollenhauer 1998.
- 21 Lüders/Rauschenbach 2001, S. 567.
- 22 Vgl. Friebertshäuser/Prenzel 1997, S. 11, Terhart 1997, S. 28 und Reuband 2001, S. 592.
- 23 Vgl. dazu auch Kelle/Kluge 2001, S. 12.
- 24 Vgl. Hanses 2005, S. 196.
- 25 Vgl. Rauschenbach/Lüders 2001, S. 567.
- 26 Vgl. Jakob 1997, S. 125.
- 27 Friebertshäuser/Jakob 2001, S. 577; vgl. auch Ewald Terhart 1997, S. 27, Kron 1999, S. 177.
- 28 Vgl. Oswald 1997, S. 80.
- 29 Zum Ziel von empirischer Sozialforschung siehe ausführlicher: Micheel 2005.
- 30 Terhardt 1997, S. 28; vgl. auch Kron 1999, S. 177.
- 31 So beschäftigt sich in den beiden Sammelbänden von Hans-Uwe Otto, Gertrud Oelerich und Heinz-Günter Micheel (2003) sowie Cornelia Schweppe und Werner Thole (2005) zur empirischen Forschung im Felde der Sozialen Arbeit kein Beitrag explizit mit der Verbindung von qualitativer und quantitativer Methoden.
- 32 Sackmann/Wingens 2001, S. 40. Insbesondere anhand von Kohortenvergleichen lässt sich die Frage nach den Spezifika und dem Wandel z. B. des deutschen Lebenslaufregimes wie Standardisierung oder De-Standardisierung, bzw. Institutionalisierung oder De-Institutionalisierung beantworten.
- 33 Erzberger 2001a, S. 141.
- 34 Ebd.
- 35 Erzberger 2001b, S. 170.
- 36 Schaeper/Kühn 2000, S. 142.
- 37 Vgl. Kühn 1999; Schaeper 1999; Schaeper/Kühn 2000; Mowitz-Lambert 2001.
- 38 Vgl. Schaeper 1999, S. 12.
- 39 Vgl. Witzel 1985.
- 40 Vgl. Kühn 1999, S. 12.
- 41 Vgl. Witzel 1996 sowie Strauss/Corbin 1990.
- 42 Vgl. Kühn 1999, S. 12 ff.
- 43 Vgl. ebd., S. 14.
- 44 Vgl. Schaeper/Kühn 2000, S. 130.
- 45 Darauf wird etwas ausführlicher zum Schluss dieses Artikels eingegangen.
- 46 Schaeper/Kühn 2000, S. 143.
- 47 Vgl. Giddens 1995.
- 48 Vgl. Witzel 1993.
- 49 Vgl. Blossfeld 1989.
- 50 Vgl. Mowitz-Lambert 2001.
- 51 Ebd., S. 216.
- 52 Vgl. Schaeper/Kühn/Witzel 2000, S. 98.
- 53 Vgl. z. B. Hilmert 2001; Konietzka 1999a, 1999b, Mayer 2002.
- 54 Vgl. Mayer 2002.
- 55 Konietzka 1999a, S. 335.

- 56 Ebd., S. 330.
- 57 Vgl. ebd., S. 229.
- 58 Nach Oswald (1997, S. 73) zielt qualitative Forschung wie quantitative Forschung auf Verallgemeinerung und Erklärung.
- 59 Vgl. Krüger 1997.
- 60 Vgl. Friebertshäuser/Jakob 2001.
- 61 Krüger 1997, S. 50.
- 62 Krüger 1997, S. 48. Nach Werner Thole (2003, S. 43) operationalisieren nicht alle Projekte in der sozialpädagogischen Forschung, die rekonstruktiven, qualitativen Methoden vertrauen, ihre Methoden «in einer Form, die den minimalsten Standards, soweit solche überhaupt zu identifizieren sind, entsprechen».
- 63 Schnell u. a. 1999, S. 335.
- 64 2004, S. 375, vgl. auch S. 369 und 392. Barbie beschreibt aber, im Gegensatz zu Schnell u. a. (1999), qualitative Methodologie und Methoden ausführlicher (vgl. ebd., S. 281 ff. bzw. S. 395 ff.).
- 65 Bortz/Döring 1995, S. 312.
- 66 Krüger 1997, S. 48.
- 67 Vgl. z. B. die Ausführungen von Werner Thole (2003, S. 44 ff.).
- 68 Vgl. Krüger 1997, S. 48. Neuerdings hat der Begriff der Wissensgesellschaft eine zunehmende Konjunktur in den Erziehungswissenschaften (vgl. Bittlingmayer 2005, S. 199 ff.); er ist aber nur eine diagnostische Fortsetzung der Theorie der reflexiven Modernisierung (vgl. ebd., S. 49ff), mit einer impliziten Individualisierung sozialer Ungleichheit (vgl. ebd., S. 267 ff.).
- 69 Schefold 2002, S. 887; vgl. auch Thole 2005, S. 50 ff.
- 70 Vgl. Kelle/Erzberger 2001.
- 71 Wie dies u. a. auch Klaus Hurrelmann (2003) formuliert.